

Walter Müller-Seidel

Die Geschichtlichkeit der deutschen Klassik

Literatur und Denkformen um 1800

J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung
Stuttgart

Vorwort

Die hier vereinigten Beiträge zur Literatur der deutschen Klassik und zu ihrem geschichtlichen Verständnis wurden allesamt in den letzten fünfundzwanzig Jahren veröffentlicht: der erste (über Goethes Altersgedicht *Der Bräutigam*) im Jahre 1958; das Erscheinen des letzten (über Hölderlins Ode *Dichterberuf* in einer kürzeren Fassung) steht noch bevor. Die zunehmende Beschäftigung mit der Literatur der Moderne in diesem Zeitraum stand diesen Arbeiten in keiner Weise im Wege. Eher das Gegenteil ist der Fall, und vielleicht ist die Hoffnung nicht ganz unberechtigt, es könnte solche Zweigleisigkeit beiden Arbeitsgebieten zugute gekommen sein. Daß man seine eigene Gegenwart nur verstehen könne, wenn man viel von Vergangenheit und Tradition versteht, ist eine eingebürgerte Weisheit unserer historischen Schulen. Sie wurde uns von der Generation unserer Lehrer eingeprägt, und wir sind mit ihr aufgewachsen. Nicht gleichermaßen eingebürgert ist die Umkehr solcher Beziehungen: die Auffassung, daß man einer Vergangenheit nur gerecht werden kann, wenn man die Gegenwart nicht aus dem Auge verliert. Zumal die Erforschung der deutschen Klassik wurde bei uns vielfach und lange Zeit in Absehung von der jeweiligen Gegenwartsliteratur betrieben. Daß mit solchen Einstellungen zumeist Formen ungeschichtlichen Denkens einhergehen, die in Ideologien einmünden können, ist in der einleitenden Betrachtung über Weimarer Klassik und Weimarer Republik ausgeführt. Deutsche Klassik und Goethezeit: das erwies sich als eine großartig dargestellte, aber auch zeitlos dargestellte Welt, in die man eingeführt wurde, wenn man im Wintersemester 1937/8 in Leipzig zu studieren begann. Die damals ungeliebte Gegenwart trug nicht wenig dazu bei, daß man in einer vergangenen Kultur wie dieser eine Art geistiger Heimat suchte – und auch fand. Sie geschichtlich zu sehen lernen, war später zu lernen. Zu einem nicht geringen Teil sind die hier vereinigten Arbeiten ein Niederschlag solcher Lernprozesse.

Nicht wenige Beiträge wurden Kollegen und Freunden, älteren wie jüngeren, als Beiträge zu ihren Festschriften dargebracht: Lieselotte Blumenthal, Paul Böckmann, Richard Brinkmann, Hermann Kunisch, Victor Lange, Ernest Ludwig Stahl und Benno von Wiese. Die Verbundenheit, die in solchen Widmungen zum Ausdruck gebracht wurde, besteht fort und wird mit dem veränderten Kontext, in dem diese Arbeiten nunmehr erscheinen, nur bekräftigt. Der Zeitraum dieses Vierteljahrhunderts ist zugleich derjenige, in dem das Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft

gemeinsam mit Fritz Martini und Bernhard Zeller herausgegeben wurde – als Organ zur »wissenschaftlichen Erforschung deutscher Literatur vom Beginn der Neuzeit bis zu einer der Geschichtserkenntnis bereits zugänglichen Gegenwart«, wie es im Vorwort zum ersten Band heißt. Eine letzte Bemerkung sei angefügt: der Hinweis, daß zwei dieser Aufsätze zuerst an Ort und Stelle der deutschen Klassik, nämlich in Weimar, vorgetragen wurden, beide aus Anlaß von Zusammenkünften der Goethe-Gesellschaft in den Jahren 1958 und 1979. Das mag man inzwischen als etwas Selbstverständliches ansehen. Aber ganz so selbstverständlich ist diese Feststellung vielleicht nicht. Solche Zusammenkünfte schließen die Möglichkeit ein, daß man die eigene Sehweise besser mit anderen vergleichen kann, als es sonst geschieht. Vor allem dienen sie dem Gespräch und einem besseren Verständnis von Wissenschaft, die noch aus anderem als nur aus dem besteht, was sich mathematisch berechnen läßt, wie eine gelegentliche Bemerkung Goethes lautet. Aus seiner Naturforschung und aus seinem Wissenschaftsbegriff sind Sprache und Gespräch nicht wegzudenken, und zumal in solchen Fragen ist von ihm noch viel zu lernen. Denn natürlich ist die Geschichtlichkeit eines geschichtlichen Phänomens immer nur die eine Seite der Sache. Die andere betrifft das, was es im Prozeß lebendiger Aneignung jeweils zu vergegenwärtigen gilt.

München, im Januar 1983

W. M.

1. Schillers Kontroverse mit Bürger und ihr geschichtlicher Sinn [1]

In seinem berühmten Vortrag hatte Max Weber seinerzeit an eine Wissenschaftlichkeit der Wissenschaft gedacht, die sich weithin frei hält von Werturteilen und Voraussetzungen aller Art. [2] Aber ein anderes sind die Voraussetzungen, die nichts mit Werturteilen zu tun haben wollen und dennoch auf dezidierten Urteilen basieren – auf vertrauten Vorurteilen, die man ungeprüft übernimmt. Die Lyrik Schillers – wie von anderen »Voraussetzungen« her die Lyrik Heines – ist mit solchen Vorurteilen belastet. Sie lassen uns daran denken, daß es im Verständnis von Dichtung immer zugleich um gewisse Vorverständnisse geht. Solche Vorverständnisse sind in Deutschland mit bestimmten Auffassungen vom Wesen der Lyrik verknüpft. Dem Gedicht Schillers waren sie nie besonders günstig. Hans Mayer hat darüber in seinem Marbacher Vortrag gehandelt. Wörtlich führte er aus: »Es will mithin scheinen, als sei die Auseinandersetzung über den Lyriker Schiller untrennbar mit Besonderheiten der deutschen Dichtungs- und Deutungstradition verbunden. Dadurch mag die Allgemeingültigkeit der Werturteile fragwürdig werden«. [3] Fragwürdig jedoch sind solche Werturteile seit langem. Man darf sie gut und gern als Vorurteile bezeichnen. Heute stehen wir indessen der Lyrik Schillers verständnisvoller gegenüber, weil die sogenannte Erlebnislyrik nicht mehr unbestritten gilt. Auch ihrer Theorie, soweit es sie gibt, folgen wir nicht mehr unbedingt. Während aber solche und andere Revisionen der Lyrik Schillers zugute kamen, hat man seine Theorie der Lyrik nur zögernd revidiert. Die Rezension der Gedichte Bürgers, die 1791 in der *Allgemeinen Literatur-Zeitung* erschien, ist der bedeutendste Teil dieser Theorie. [4] Sie gilt vielen als ein dunkler Punkt in Schillers »Gesammelten Werken«, über den man lieber schweigt.

Von Schillers Rezension hält man nicht viel, weil man von seiner Kritik überhaupt nicht viel hält. Ein schlechter Kritiker, sagt man, ist er gewesen, weil er ein »Ideologe« oder »ein wilder Programmatiker« war. [5] Er sei in seiner eigenen Theorie befangen gewesen, und von einem objektiven Werturteil könne demgemäß nicht gesprochen werden. [6] Einseitig moralische Maßstäbe in seiner Kritik werden ihm vorgeworfen. [7] Ihm war die selbständige Bedeutung des Ästhetischen nicht aufgegangen [8] – demselben Dichter, darf man ergänzen, dem seit dieser Zeit nichts wichtiger war als ebendiese Selbständigkeit. Man rügt den übertriebenen Eifer für die Sache der Klassik. [9] Man dürfe diese Abhandlung überhaupt nicht als eine Charakteristik Bürgers betrachten, »als welche sie maßlos hart und ungerecht ist.« [10] Sie

sei übertrieben, sie sei gnadenlos, wird auch in neuerer Forschung festgestellt. [11] Noch auf schärfere Töne muß man gefaßt sein, wenn man einseitig nach gut biographischer Manier die Lebensumstände Bürgers in den Vordergrund rückt, um Schillers »Grausamkeit« daran zu messen. Schiller auf der Höhe des Glücks, aber Bürger ein vom Unglück Verfolgter! Tatsächlich stand es mit dem Dichter der *Lenore* um diese Zeit in materieller Hinsicht nicht zum besten. Wir lassen die Frage auf sich beruhen, wieviel an eigener Schuld er sich dabei zuzuschreiben hatte. Aber Schiller dafür mitverantwortlich zu machen, weil seine Rezension zu dem allmählichen Untergang des Dichters beigetragen habe – »der ja 1794 schon starb« –, ist eine, mit Verlaub zu sagen, ungeheuerliche Behauptung. Man sollte sie überprüfen. [12]

Niemand wird dabei die Spannung von Kritik und Humanität verkennen, die aller verantwortlichen Auseinandersetzung in Dingen des Geistes innewohnt. Wer sich indessen als Autor einer Öffentlichkeit stellt, muß mit der Kritik dieser Öffentlichkeit rechnen. Daß sie ihn möglicherweise unter unglücklichen Verhältnissen trifft, mag persönlich bedauerlich sein. Man mag solche Konstellationen wie im Falle des unglücklichen Bürger auch als »tragisch« bezeichnen, sofern man damit überhaupt noch etwas bezeichnet. Aber der Vorgang in derartigen Auseinandersetzungen gebührt der Sache selbst und nicht den persönlichen Umständen. Schiller geht es in seiner Rezension um die Sache, nicht um die Person. Seine Kritik mit Bürgers Tod in irgendeine Verbindung zu bringen, ist unbeweisbar und eine dem Gegenstand unangemessene Verfahrensart obendrein. Man verstellt das Problem, um das es geht. Man verdeckt damit die »Sache« selbst mit unsachlichen Argumenten. Was aber ist die Sache, für die sich Schiller so bedingungslos verwendet?

Nicht gleichermaßen unsachlich ist ein Gesichtspunkt der Beurteilung, den man wiederholt geltend gemacht hat. Ihm zufolge handelt es sich in Schillers Kritik vorwiegend um Selbstkritik. Es sei in erster Linie Schillers eigene Jugendlyrik, über die in der Rezension das Urteil gesprochen werde. Die in ihr gezeigten Verirrungen Bürgers seien die gleichen Entgleisungen, denen Schillers eigene Gedichte in der Stuttgarter Zeit verfallen waren. [13] Das Gericht über die eigene Jugendlyrik sei nur aus der gesteigerten Selbstkritik im Ringen um Goethe zu begreifen. [14] Als so gefestigt gelten die Urteile, daß sie in eine historisch-kritische Ausgabe übernommen werden können, wenn es heißt: »Die beiden großen Besprechungen wollen nicht die Eigenart zweier verschiedener Dichterpersönlichkeiten erfassen und objektiv werten, sie sind vielmehr nur aus Schillers eigener geistiger Entwicklung heraus verständlich und tragen persönlichen Bekenntnischarakter.« [15] Zur Not kann sich die These von der Selbstkritik Schillers auf einen beiläufigen Satz in der Abhandlung selbst berufen, wenn dort gesagt wird: »aber wir entdecken bei dieser Gelegenheit an uns selbst, wie wenig dergleichen Matadorstücke der Jugend die Prüfung eines männlichen Geschmacks aushalten«. Das ist eigentlich auch der einzige Beleg für die Behauptung vom Selbstgericht des Rezensenten, die man in der Schillerliteratur mit erstaunlicher Beharrlichkeit wiederholt. Benno von Wiese hat sie neuerdings mit vollem Recht in Frage gestellt und bemerkt, daß sie der näheren Überprüfung bedürfe, »da sie sich aus den vorhandenen Zeugnissen kaum belegen läßt«. [16] Eine Überprüfung der These von der Kritik Schillers als einer Selbstkritik seiner Jugendlyrik kann aber

kaum besser als dadurch erfolgen, daß man die Grundgedanken der Rezension herausarbeitet. Es wird sich dabei von selbst erweisen, daß diesen Grundgedanken eine Bedeutung zukommt, die vieles als nebensächlich erscheinen läßt, was man bisher als die Hauptsache angesehen hat.

Zu den für Schiller wesentlichen Gesichtspunkten gehören zweifellos die Probleme der Volkstümlichkeit, der Individualität und der Idealisierung. Es sind vorzüglich diese Problemkreise, nach denen man die Abhandlung Schillers gliedert. [17] Benno von Wiese formuliert sie als die Frage nach der Popularität des Dichters, nach seiner Individualität und nach der Verschiedenheit von Mensch und Künstler, womit zugleich das Problem der idealisierenden Stilgebung in Frage steht. [18] Die für Schiller wesentlichen Gedanken sind damit wohl zutreffend bezeichnet. Aber wie wichtig sie auch sein mögen – den für Schiller zentralen Ausgangspunkt hat man noch nicht erfaßt. Über die Bedeutung solcher und anderer Einzelfragen hat man sich erst dann zureichend verständigt, wenn man sich über den eigentlichen Anlaß verständigt hat. Der aber ist weder mit der Person Bürgers noch mit Schillers eigener Jugendlyrik noch auch mit den angeführten Einzelproblemen gegeben. Der Anlaß der Rezension liegt im Zeitbewußtsein Schillers, in seinem historischen Sinn. Vorzüglich aus diesem Grund kommt der Abhandlung über Bürgers Gedichte eine so hervorragende Bedeutung zu. Sie darf durch Nebensächlichkeiten nicht verdeckt werden, wie es zumeist geschieht und geschehen ist.

Für den historischen Sinn der Kontroverse ist schon der Eingang aufschlußreich. Sogleich mit dem ersten Satz umreißt Schiller die Situation der Literatur um 1790, vorzüglich diejenige der Lyrik. Sie ist durch die alles beherrschende Philosophie in eine schwierige Lage geraten. Schiller spricht vom philosophierenden Zeitalter, von dem sich die Lyrik umgeben sieht: »Die Gleichgültigkeit, mit der unser philosophierendes Zeitalter auf die Spiele der Musen herabzusehen anfängt, scheint keine Gattung der Poesie empfindlicher zu treffen als die *lyrische*.« Das philosophierende Zeitalter wird um 1790 – vier Jahre vor dem Erscheinen von Fichtes *Wissenschaftslehre* – vorwiegend durch Kant und dessen Kritiken aufs nachhaltigste repräsentiert. Die *Kritik der reinen Vernunft* war 1781 erschienen, die *Kritik der praktischen Vernunft* 1788, und die *Kritik der Urteilskraft* von 1790 ging der Schillerschen Rezension unmittelbar voraus. Die Veränderung des geistigen Klimas ist offenkundig. Wir befinden uns, unnötig es zu sagen, auch philosophisch im Zeitalter der Revolution. Aber die Revolutionierung im Denken ist eine andere als die Revolutionierung der Literatur, von der Goethe in *Dichtung und Wahrheit* mit Beziehung auf seine Jugend handelt. »... wir trieben uns auf mancherlei Abwegen und Umwegen herum, und so ward von vielen Seiten auch jene deutsche literarische Revolution vorbereitet, von der wir Zeugen waren, und wozu wir, bewußt und unbewußt, willig oder unwillig, unaufhaltsam mitwirkten«, heißt es im elften Buch des dritten Teils. [19] Die literarische Revolution, die Goethe meint, hat es nicht im gleichen Ausmaß mit der Philosophie als Wissenschaft zu tun. Die Gedankenwelt des Sturm und Drang ist in mancher Hinsicht eher als philosophiefreundlich zu bezeichnen. Das Zeitalter des jungen Goethe, Herders und Bürgers war ein philosophierendes Zeitalter nicht im gleichen Maße gewesen, als welches es sich jetzt, um 1790 darstellt. Schiller ist sich solcher Verände-

rungen in der Zeitlage deutlich bewußt. Er bezieht das nunmehr vorhandene Übergewicht der Philosophie in sein Denken ein. Aber er ist darum nicht bereit, die Poesie einfach dem philosophierenden Zeitalter zu überantworten. Er ist ebensowenig geneigt, den Verfall der lyrischen Dichtkunst hinzunehmen, wie er sich in den jährlichen Almanachen und Gesellschaftsgesängen bezeugt. Vielmehr gewahrt er eine verhängnisvolle Isolierung hier wie dort. Verhängnisvoll ist die Isolierung der Geisteskräfte, die sich ausschließlich in den Dienst des strengen Denkens stellen. Aber verhängnisvoll nicht minder ist die lyrische Poesie, die den Anspruch des philosophierenden Zeitalters nicht zur Kenntnis nimmt. Eine derartige Isolierung der Dichtung vom Geist der Zeit ist umso bedauerlicher, als die Poesie allein es ist, die eine Einheit des Getrennten herbeiführen könnte; und in der Einheit des Getrennten erkennt Schiller die »Forderung des Tages«, die nur gelingen kann, wenn die Lyrik nicht bleibt, wie sie ist: »Dazu aber würde erfordert, daß sie selbst mit dem Zeitalter fortschritte, dem sie diesen wichtigen Dienst leisten soll«. Man hat allen Anlaß, über den zitierten Satz nachzudenken. Er hört sich eigentlich wie eine Provokation in unserem Lande an, in dem die Lyrik so gern als etwas schlechterdings Zeitloses angesehen wird: als eine der Zeit entrückte Kunst, die es nicht nötig hat, sich mit der Wirklichkeit des Lebens einzulassen. [20] Daß sich die Kunst mit den veränderten Verhältnissen des Lebens ändert und ändern muß, leuchtet im Falle des Dramas oder des Romans noch am ehesten ein. Auch Schiller weist in diesem Zusammenhang auf die genannten Dichtungsarten hin: »Der *dramatischen* Dichtkunst dient doch wenigstens die Einrichtung des gesellschaftlichen Lebens zu einigem Schutze, und der *erzählenden* erlaubt ihre freiere Form, sich dem Weltton mehr anzuschmiegen und den Geist der Zeit in sich aufzunehmen.« Daß auch die Lyrik von den veränderten Verhältnissen Kenntnis zu nehmen hat, ist die keineswegs selbstverständliche, die eigentlich unerhörte Wendung, die Schiller dem Problem gibt. Das in der Theorie der Lyrik Neue ist die bewußt geforderte Erneuerung der lyrischen Poesie mit Beziehung auf die Verhältnisse der Zeit.

Auf die Idee einer solchen Erneuerung kommt es Schiller an; und er bedient sich dabei seiner dichterischen Sprache, um diese ihm wichtige Idee in wirksamen Bildern zu umschreiben. Es sind namentlich die Bilder des organischen Lebens, die seiner Metaphorik das Gepräge geben. Schon das Wort vom »Verfall« (der lyrischen Dichtkunst) deutet darauf hin. Es deutet auf etwas Altgewordenes hin, das der Erneuerung bedarf. Schiller spricht von jugendlichen Blüten des Geistes, die in der Fruchtzeit absterben könnten – ein etwas merkwürdiger Gedanke, der sich auf einen unregelmäßigen Verlauf organischen Lebens zu beziehen scheint. Dennoch trifft er die Sache. Die Lyrik ist vom Standpunkt der Zeit aus betrachtet in der Tat als eine jugendliche Blüte des Geistes anzusehen; ist es doch kaum zwei Jahrzehnte her, daß die Generation des Sturm und Drang die Befreiung von einer erstarrten Gesellschaftskultur in eben jener literarischen Revolution betrieb, die Goethe später in *Dichtung und Wahrheit* beschrieben hat. Doch ändert die Tatsache der kurz zuvor erneuerten Lyrik nichts an der Notwendigkeit einer erneuten Erneuerung – welches immer die Gründe sein mögen, die solches gebieten. Dem bezeichneten Sachverhalt entspricht das Bild von den jugendlichen Blüten des Geistes, die in der Fruchtzeit absterben könnten. Gegen-

über einem derartigen Verfall versteht Schiller den lebendigen Geist der Dichtung als einen solchen der Verjüngung: »Aus noch so divergierenden Bahnen würde sich der Geist bei der Dichtkunst wieder zurechtfinden und in ihrem verjüngenden Licht der Erstarrung eines frühzeitigen Alters entgehen. Sie wäre die jugendlich-blühende Hebe, welche in Jovis Saal die unsterblichen Götter bedient.« Die um 1790 für Schiller unerläßliche Erneuerung der Literatur und zumal der Lyrik ist der eigentliche Ausgangspunkt seiner Überlegungen. Und diesem Gedanken kommt von der Sache her eine so fraglose Bedeutung zu, daß alle bloß auf die persönlichen Verhältnisse Bürgers bezogenen Darstellungen wie ein veralteter Biographismus anmuten, der nicht zur Sache gehört. Über die persönlichen Verhältnisse sind einige Bemerkungen an dieser Stelle einzufügen. Schiller hat Bürger 1789 persönlich kennengelernt. Seine eigene Beschreibung ist weit davon entfernt, enthusiastisch zu sein. Aber sie ist auch frei von jeder Gehässigkeit, wenn es im Brief an Körner vom 30. April 1789 heißt: »Bürger war vor einigen Tagen hier und ich habe seine Bekanntschaft gemacht. Sein Äußerliches verspricht wenig – es ist plan und fast gemein, *dieser* Charakter seiner Schriften ist in seinem Wesen angegeben. Aber ein gerader ehrlicher Kerl scheint er zu seyn, mit dem sich allenfalls leben ließe.« [21] Daß es in der Person Bürgers bedenkliche Seiten gibt, die sich auch in seinen Schriften widerspiegeln, wird hier mit ähnlichen Worten zum Ausdruck gebracht wie in der späteren Rezension. Nichts aber in diesen Sätzen deutet darauf hin, daß die persönliche Begegnung die Ursache einer demgemäß persönlich gemeinten Auseinandersetzung wäre. Der für Schiller wesentliche Anlaß, die Erneuerung der Lyrik, ist die Sache selbst – nicht die Person Bürgers. Als der Verfasser der Gedichte aber, den Schiller einer so entschiedenen Kritik unterwarf, war Gottfried August Bürger repräsentativ wie wenige andere Dichter seiner Zeit.

Zu Bürgers Freundeskreis gehören die Dichter des Göttinger Hains. Doch unterhielt er lange Zeit Beziehungen auch mit Poeten der älteren Richtung. Und wenn er in der Geschichte der deutschen Dichtung als Erneuerer der Ballade seinen ehrenvollen Platz erhalten hat, so war er dieser Erneuerer doch nicht von Anfang an. Es gibt in der Sammlung seiner Gedichte zahlreiche Anklänge an die anakreontische Manier. Dem jungen Goethe waren sie nicht entgangen; und doch wohl als eine Warnung, nicht in den alten Ton zurückzufallen, war der Brief aus dem Jahre 1773 gemeint. Er spricht von der Minne in Bürgers Lyrik, die »den Fehler zu haben« scheint, »*neuen Geist mit alter Sprache* zu bebrämen.« [22] Aber Bürger blieb vor nennenswerten Rückfällen schon durch seine Freunde bewahrt. Mehr noch blieb er es durch Herders Schriften. Er empfand sie wie eine Offenbarung des eigenen dichterischen Wollens. Die beglückende Begegnung im Geist war von Herders *Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker* ausgegangen. Bürger hatte die Schrift im Sommer 1773 gelesen. Er schreibt darüber an Boie im Brief vom 18. Juni: »O Boie, Boie, welche Wonne! als ich fand, daß ein Mann wie Herder, eben das von der Lyric des Volks und mithin der Natur deutlicher und bestimmter lehrte, was ich dunkel davon schon längst gedacht und empfunden hatte. Ich denke, Lenore soll Herders Lehre einiger Maßen entsprechen.« [23] In solcher »Entsprechung«, in der Anwendung der Theorie auf die Praxis des Dichters, beruht in erster Linie Bürgers Verdienst an der Erneuerung der Literatur im Umkreis des Sturm und Drang. In der Theorie selbst hat er Bedeutendes kaum

geleistet. Nicht wenig ist Nachklang Herderschen Gedankenguts. So sehr aber hat dieser die Dichtungsauffassung Bürgers beeinflusst, daß man oft die wörtlichen Übereinstimmungen bezeichnen kann. [24] So bezüglich der Würfe und Sprünge, die Herder an alten Volksballaden rühmt. [25] Mit entsprechenden Wendungen und in einem Stil, bei dem schwer zu ermitteln ist, wieweit es sich um den Stil Herders oder um denjenigen des Sturm und Drang handelt, heißt es ähnlich in Bürgers Schrift *Aus Daniel Wunderlichs Buch*: »Da nehmen sie das erste das beste Histörchen, ohne allen Endzweck und alles Interesse, leiern es in langweiligen, gottesjämmerlichen Strophen, hier und da mit alten Wörtchen und Phrasen läppisch durchspickt, auf eine drollig sein sollende Art, mit allen unerheblichen Nebenumständen des Histörchens, von Kopf bis zu Schwanz herab, und schreiben darüber: Ballade, Romanze. Da regt sich kein Leben! Kein Odem! Da ist kein glücklicher Wurf! Kein kühner Sprung«. [26] Bürger polemisiert gegen Batteux, Aristoteles und andere Gesetzgeber im Reiche der Poesie. Er verspottet die Gelehrtentichtung als bloße »Quisquilien-Gelahrtheit« – alles im Sinne Herders und seiner frühen Schriften. [27] Auf die Philosophie ist Bürger im allgemeinen nicht gut zu sprechen. Er ist es umso weniger, wenn sie es wagt, sich Anrechte auf die Poesie anzumaßen. So rechnet er mit den Philosophen auf seine Weise in dem Kapitel *Zur Beherrschung an die Philosophunkulos* ab. Mit der Anrede »Ihr weisen ästhetischen Fliegen« leitet er den polemischen Abschnitt ein, in dem sich der burschikose Ton als Stilprinzip kaum noch überbieten läßt. Es geht um Hexen- und Gespensterszenen in Shakespeares Dramen: »In einem Zeitalter, sagt ihr, da Gelehrte und Ungelehrte, Vornehme und Niedere an Hexen, Gespenster und ihre Alfonzereien wie an ein Evangelium glaubten, waren diese Vorstellungen ernsthaft und erhaben und erschütterten, wie Religion, das Herz; aber in unserem erleuchteten philosophischen Jahrhunderte sind sie abgeschmackt«. [28] Aus dem Zusammenhang ergibt sich der ironische Sinn der Aussage. Erleuchtet ist das philosophische Jahrhundert, weil es sich selbst für erleuchtet hält. Aber Bürgers Auffassung ist das nicht. Er steht in Opposition zu diesem Jahrhundert, eben weil es ein philosophisches ist. Doch muß man beachten, daß es für Bürger als Verfasser dieser um 1776 veröffentlichten Schrift in erster Linie die Philosophie der Aufklärung ist, gegen die er sich wendet, und gegen die populär gewordene Aufklärung weit mehr als gegen die Philosophie dieser Epoche von ihrem Ursprung her betrachtet. Das philosophierende Zeitalter in Schillers Abhandlung über Bürgers Gedichte betrifft demgegenüber eine Philosophie von unvergleichbar anderem Rang. Bürger hat sich 1787 mit ihr befaßt. Er hat um diese Zeit Kant zu studieren begonnen. Aber ein eindringendes Studium ist es nicht gewesen, und zum Professor der Philosophie, der er 1789 wurde, war er gewiß nicht prädestiniert. Bürger war als Theoretiker des Sturm und Drang ein Repräsentant dieser im Wesen theoriefeindlichen Bewegung. Er ist es auch später weithin geblieben. Schon von seiner geistigen Persönlichkeit her war er wenig aufgeschlossen für den Geist der Zeit, in dem sich am Ende des Jahrhunderts der Geist der kritischen Philosophie so gebieterisch zu Wort meldete. In diesem Punkt war der Dichter, der 1789 seine gesammelten Gedichte der Öffentlichkeit übergab, von vornherein im Nachteil. Schiller aber dachte in seiner Abhandlung über Bürger an einen Dichter, der dem philosophierenden Zeitalter gewachsen ist. Dieser Dichter ist Bürger nie

gewesen, und natürlich ist ihm nicht zum Vorwurf zu machen, daß er es nicht war. Auch Bürger hat ein Anrecht auf seine Individualität, die es zu verstehen gilt. Er hat wie andere ein Anrecht darauf, daß man seinem eigenen Stil gerecht wird. Wenn sich indessen der eigene Stil überlebt hat, wird die Individualität zur privaten Individualität, die zur Kritik herausfordert – wie es hier geschieht. Dabei sollte man den Dichter nicht ganz so unbesehen überschätzen, wie es üblich ist, wenn man ihn gegen Schiller verteidigt. Es gibt in Bürgers Lyrik sehr viel Unvollkommenes und Unfertiges, und es fällt nicht einmal leicht, die vollkommenen Gedichte zu bezeichnen, die man ohne Vorbehalt in unsere beliebten Blütenlesen aufnehmen darf – in jene, die bemüht sind, jeweils das Beste vom Besten zu bringen. Das trifft in erster Linie für die reine Lyrik zu, aber mit der Ballade verhält es sich nicht wesentlich anders. In einer Auswahl aus neuerer Zeit ist einzig die *Lenore* vertreten[29], und wer eine derart bescheidene Auswahl ungerecht findet, muß begründen, warum er anderes vermißt. Die guten Gedichte Bürgers sind nicht so zahlreich, wie diejenigen vorgeben, die den großen Dichter manchmal mit allzu bewegten Worten vor dem abstrakten Theoretiker in Schutz nehmen – als sei Theorie eine Sünde wider den Geist der Poesie. Das veränderte philosophische Klima ist, mit anderen Worten, der Horizont, von dem aus die Grundgedanken Schillers erst angemessen zu erläutern sind. Sicher der wichtigste dieser Grundgedanken ist das Problem der Volkstümlichkeit, das die Rezension eingehend erörtert.

Abermals geht es um den Sinn des Ganzen, von dem aus das Einzelne zu erfassen ist. Auch das Problem der Volkstümlichkeit sieht Schiller im Horizont des Ganzen. Er sieht es nicht isoliert, sondern im Zusammenhang seines Zeitbewußtseins und seines historischen Denkens. Für Bürger hingegen sind das weit mehr Fragen seines emotionalen Engagements. Er spricht im Ton der Begeisterung von einer solchen Poesie, der nunmehr der Ton einer vergangenen Epoche ist. Das kommt zum Ausdruck, wenn er ein Kapitel als *Herzensausguß über Volks-Poesie* überschreibt. Bürger tritt darin begeistert für die alten Volkslieder ein, und begeistert erst recht verwendet er sich für alte Balladen: »In jener Absicht hat öfters mein Ohr in der Abenddämmerung dem Zauberschalle der Balladen und Gassenhauer unter den Linden des Dorfs, auf der Bleiche und in den Spinnstuben gelauscht [. . .] Gar herrlich und schier ganz allein läßt sich hieraus der Vortrag der Ballade und Romanze oder der lyrischen und episch-lyrischen Dichtart – denn beides ist eins! und alles Lyrische und Episch-Lyrische sollte Ballade oder Volkslied sein! – gar herrlich, sag' ich, läßt er sich hieraus erlernen.« [30] Von der Popularität handelt ein anderes Kapitel, und sie wird immer mehr zum A und O seiner Ästhetik, an der schlechterdings alles gemessen wird. Der schon in den frühen Schriften formulierte Gedanke wird zum poetischen Glaubensbekenntnis schlechthin, das auch Jahrzehnte später noch gültig bleibt. Es lautet, und so immer wieder: »Alle Poesie soll volksmäßig sein, denn das ist das Siegel ihrer Vollkommenheit.« [31] Neu sind diese Gedanken nicht. Auch damals, in der Epoche des Sturm und Drang, waren sie es nicht mehr. Sie sind bestes Gedankengut Herders. Neu ist allenfalls die Einseitigkeit, mit der Bürger bestimmte Anschauungen Herders forciert. Herders Differenzierungen sind stets bemerkenswert, und Besonnenheit ist nicht zufällig ein zentraler Begriff seiner Abhandlung über den Ursprung der Sprache.

Auch Begriffe wie Volkslied und Volkstümlichkeit bleiben bei Herder vielschichtig genug. Demgegenüber hat Bürger das Volkstümliche als das für Herder Unverbraachte zur bloßen Popularität verengt. Er hat die Idee der Volkstümlichkeit mit seiner Vorstellung von Popularität vulgarisiert. Man kann die derart vulgarisierte Idee nicht so unbesehen gegenüber Schiller verteidigen. Oder ist man wirklich allen Ernstes gewillt, eine solche im Ansatz sinnvolle, aber in der Übertreibung bedenkliche Popularitätstheorie ernst zu nehmen? Glaubt man in der Tat, daß die Rezepte befolgt werden können, die Bürger empfiehlt? Seine ästhetische Theorie gelangt so selten über die Emphase hinaus, man mag in diesen Schriften lesen, was man will: »Man lerne das Volk im ganzen kennen, man erkundige seine Phantasie und Fühlbarkeit, um jene mit gehörigen Bildern zu füllen und für diese das rechte Kaliber zu treffen. Alsdann den Zauberstab des natürlichen Epos gezückt! Das alles in Gewimmel und Aufruhr gesetzt! Vor den Augen der Phantasie vorbeigejagt! Und die goldenen Pfeile abgeschossen! Traun, dann sollt's anders gehen, als es bisher gegangen ist.« [32] Der Ton der Unmittelbarkeit mag erfrischend berühren. Aber im Jahre der Französischen Revolution erscheint das alles in einem anderen Licht. »Man lerne das Volk im ganzen kennen«, hatte Bürger damals geschrieben. Aber das Volk ist um 1790 nicht mehr das, was man zwei Jahrzehnte früher darunter verstand. Und wie immer sich die deutschen Dichter mit dem weltgeschichtlichen Ereignis der Französischen Revolution auseinanderzusetzen bereit waren – mit der Naivität Bürgers war dieses Ereignis nicht mehr zu bewältigen. Der Volksbegriff war um 1770 von Voraussetzungen her zu interpretieren, die Schiller nicht mehr für gegeben erachtet. Der Begriff hat sich kompliziert. Auch die Idee der Volkstümlichkeit ist dem Wandel der Verhältnisse unterworfen. Sie kann nicht ohne weiteres aus der Ästhetik des Sturm und Drang übernommen werden, sondern ist neu zu durchdenken wie andere Ideen auch. Um eine solche Erneuerung ist Schiller bemüht. Bürger möchte das Volkstümliche isoliert und von aller Philosophie getrennt verwirklicht sehen. Er will, daß die Dichtung auch von den Einfachsten verstanden wird. Eben damit isoliert er sie von den Gebildeten und vom Geist der Zeit. Schiller ist demgegenüber weit entfernt, die Dichtung nur als eine Sache der Gebildeten zu betrachten. Er redet keiner Esoterik das Wort, wenn er vom gebildeten Dichter spricht. Aber er will die Bildung als etwas, das auch denen offensteht, die sich darum bemühen. Und Bildung ist in Deutschland um 1790 der zentrale Gedanke in Dichtung und Philosophie. Sie erweist sich in der Epoche der deutschen Klassik mehr und mehr als die eigentliche Antwort auf das Ereignis in Frankreich. Die Zeitbezogenheit in Schillers Begriff der Volkstümlichkeit ist jedenfalls offenkundig.

Abermals sehen wir uns auf den Ausgangspunkt der Rezension verwiesen: auf die Alternative, die Schiller nicht anerkennt. Er läßt die Dichtung nicht gelten, die ausschließlich im Dienst der Philosophie steht. Und er verwirft zum andern diejenige Poesie, die vom Geist des kritischen Zeitalters keine Kenntnis nimmt. Die in seinen Überlegungen reine Gedankendichtung ist ebenso ein isoliertes Phänomen, wie es die reine Volksdichtung ist, an die Bürger denkt. Demgegenüber liegt für Schiller wahre Volkstümlichkeit dort vor, wo sich das eine mit dem andern vereint. Dahinter zeichnet sich eine Kulturphilosophie ab, die seiner Volkstümlichkeit eine Tiefe gibt, wel-

che man bei Bürger vermißt. Und es ist Schiller – nicht Bürger – der die Situation der Zeit erfaßt, wenn er das Problem ins Grundsätzliche wendet: »Ein Volksdichter in jenem Sinn, wie es Homer *seinem* Weltalter oder die Troubadours dem ihrigen waren, dürfte in unsern Tagen vergeblich gesucht werden. Unsre Welt ist die homerische nicht mehr, wo alle Glieder der Gesellschaft im Empfinden und Meinen ungefähr *dieselbe* Stufe einnahmen, sich also leicht in derselben Schilderung erkennen, in denselben Gefühlen begegnen konnten. Jetzt ist zwischen der *Auswahl* einer Nation und der *Masse* derselben ein sehr großer Abstand sichtbar, wovon die Ursache zum Teil schon darin liegt, daß Aufklärung der Begriffe und sittliche Veredlung ein zusammenhängendes Ganze ausmachen, mit dessen Bruchstücken nichts gewonnen wird.« Es kann für Schiller nur darum gehen, die Kluft zu schließen, die den Gebildeten vom Ungebildeten trennt. Auch das liegt in der Idee der Totalität beschlossen, die sein Denken bestimmt. Aber zu erreichen ist die erstrebte Totalität nicht dadurch, daß man dem Gebildeten eine neue Schäferwelt des »einfachen Lebens« empfiehlt. Die Aufgabe der Dichtung beruht für Schiller nicht darin, daß sie sich zum Volk hinabbeugt, sondern daß sie es zu sich heraufzieht, und dieser Aufgabe wird Bürger nicht gerecht: »Hr. B(ürger) *vermischt* sich nicht selten mit dem Volk, zu dem er sich nur herablassen sollte, und anstatt es scherzend und spielend zu sich hinaufzuziehen, gefällt es ihm oft, sich ihm gleich zu machen.« Es geht demnach – auf einer höchsten Stufe – um die Verbindung des Einfachen mit dem Erhabenen, des Volksgemäßen mit dem Bewußten. Es geht im Stil Schillers um Konjunktive, weil der Zustand nicht Wirklichkeit ist, sondern Postulat, fast im Sinne einer Utopie jenes ästhetischen Staates, den diese bedeutende Rezension vorwegzunehmen scheint. Im Konjunktiv spricht Schiller, wenn er im Sinne seiner Ideenwelt von dem Ideal eines Volksdichters handelt, wie er sein sollte. Er spricht bezeichnenderweise im Konjunktiv von einem sozialen Status als einem Ideal: »Als der aufgeklärte, verfeinerte *Wortführer der Volksgefühle* würde er dem hervorströmenden, Sprache suchenden Affekt der Liebe, der Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoffnung u. a. m. einen reinern und geistreichern Text unterlegen«. In der höchsten Idee von Dichtung, die eine volkstümliche Dichtung ist, würde das Getrennte vereinigt sein: »Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens würde ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen«. Die Volkstümlichkeit, die Schiller ins Auge faßt, hat den Sündenfall des modernen Geistes hinter sich und strebt solcherart einem neuen Paradiese zu. In Bürgers Ästhetik wird der vorausliegende »Sündenfall« nicht recht wahrgenommen. Die Berechtigung des modernen Bewußtseins wird ihm nicht zum Problem. Seine dichterische Vorstellungswelt stellt sich für Schiller und von der Situation der Zeit her gesehen als eigentümlich überholt dar.

Volkstümlichkeit ist in der für das Zeitalter kennzeichnenden Philosophie des Dreischritts die höchste Stufe, die sich denken läßt. Diese höchste Stufe liegt jenseits des modernen Bewußtseins, eine wiedergewonnene Naivität nach dem Zustand des Sentimentalischen; und das Sentimentalische wird darum nicht negiert, sondern im Gegenteil vorausgesetzt. Es ist für Schiller mit dem philosophierenden Zeitalter weithin identisch, wie er es in seiner späteren Abhandlung begründen wird. Auch die Idee der Bildung ist mit dieser Bewußtseinsstufe eng verknüpft. Schiller gibt ihr eine von

Herder und Goethe etwas abweichende Bedeutung. Die Idee der Bildung ist dort unverkennbar auf einen vorwiegend naturkundlichen Zusammenhang bezogen. Bildung ist für Herder wie für Goethe zunächst Bildung organischen Lebens, Entwicklung eines Bildungstriebes zum vorbestimmten Bild des Ganzen; und es ist vorzüglich diese organisch-morphologische Bildung, die dem Roman der *Lehrjahre* zugrunde liegt. Entsprechend verwendet auch Herder den Bildungsbegriff, wenn er in den *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* ausführt: »Was indes jeder Stein- und Erdart verliehen ist, ist gewiß ein allgemeines Gesetz aller Geschöpfe unsrer Erde; dieses ist *Bildung*, bestimmte *Gestalt*, eignes *Dasein*. Keinem Wesen kann dies genommen werden; denn alle seine Eigenschaften und Wirkungen sind darauf gegründet«. [33] Gewiß gibt es in der Diskussion der Zeit auch den Gedanken der allgemein geistigen Bildung, die den naturkundlichen Ursprung des Begriffs vergessen läßt. Auch Herder und Goethe verwenden das Wort in diesem Sinn. Schiller dagegen gebraucht den Bildungsbegriff fast ausschließlich so: im Sinne des geistig gebildeten Menschen. Er meint mit Bildung eine Bewußtseinsstufe, die mehr ist als bloße Intellektualität: »Was Erfahrung und Vernunft an Schätzen für die Menschheit aufhäufte, müßte Leben und Fruchtbarkeit gewinnen [. . .] Die Sitten, den Charakter, die ganze Weisheit ihrer Zeit müßte sie, geläutert und veredelt, in ihrem Spiegel sammeln und mit idealisierender Kunst aus dem Jahrhundert selbst ein Muster für das Jahrhundert erschaffen. Dies aber setzte voraus, daß sie selbst in keine andre als *reife* und *gebildete* Hände fiel.« Schiller denkt an den gebildeten Mann seiner Zeit, der seinerseits einen gebildeten Dichter erwartet. Der gebildete Mann und der gebildete Dichter müssen im Intellektuellen und Sittlichen auf einer Stufe stehen. Es ist diese Bewußtseinsstufe, an die Schiller denkt, wenn er Bildung sagt. Vorzüglich von dieser Voraussetzung her ist auch der bedeutende und für die Dichtung der deutschen Klassik programmatische Satz zu verstehen, mit dem Schiller auf eine für ihn nicht mehr zeitgemäße Dichtung antwortet. Er betrifft die Idee der Begeisterung, im Sturm und Drang verstanden als Ausdruck, Emotion und Emphase. Davon handelt Stolberg in einem charakteristischen Essay. Der Geist in der Begeisterung wird dabei vorwiegend religiös interpretiert. Er bezeugt sich in der Begeisterung des Dichters als eine göttliche Gabe, über die der Mensch nicht verfügt: »Selbst das göttlichste Gedicht ist nur ein Nachbild von den Zügen des Urbilds, welches die Begeisterung mit glühendem Pinsel in die Seele des Dichtenden hinwarf«. [34] Bürger wahrt den Ton einer solchen Begeisterung, ohne damit den religiösen Sinn zu übernehmen. Auch in Herders Schriften dominiert dieser Ton. Aber auch Herder war um 1790 nicht mehr nur der Theoretiker des Sturm und Drang. Er stand Goethe während der italienischen Reise als der Programmatiker einer erneuerten Dichtungsform nahe und nahm daher auch die unmittelbare Begeisterung von einst nicht mehr bedingungslos hin. [35] Herder distanziert sich von diesem Stil, und Schiller formuliert solche Distanz in dem Satz, der auf die bloß emotionale Begeisterung im bisherigen Sinne antwortet, wenn er sagt: »Begeisterung *allein* ist nicht genug; man fordert die Begeisterung eines gebildeten Geistes.«

Die Idee der Begeisterung ist wie die Idee des Erhabenen ein zentraler Gedanke in der geistigen Welt des 18. Jahrhunderts. [36] Aber sie ist auch mehr als nur ein

Gedanke. Wir verstehen sie am besten, wenn wir sie als eine Formkraft der Dichtung verstehen, die eben deshalb auch dem Formenwandel der Dichtung unterliegt. Es kann sich nicht darum handeln, in der Begeisterung nur die überzeitliche Konstanz eines seit der Antike überlieferten Topos zu registrieren. Man muß, zumal seit dem 18. Jahrhundert, den Stilwandel beachten, den diese Idee von Epoche zu Epoche erfährt. Der Sturm und Drang versteht sie anders als die werdende Klassik am Ausgang des Jahrhunderts. Die Wandlung im Verständnis dieser Idee bezeugt Schiller selbst in seinen Beiträgen zur Theorie der Lyrik, und die Rezension der Gedichte Stäudlins von 1782 ist in diesem Zusammenhang sehr aufschlußreich. Sie ist nicht ausschließlich vom Wetteifer mit dem angesehensten unter den schwäbischen Poeten diktiert; und auch im Unverständnis gegenüber diesen Gedichten hat Schillers Kritik nicht nur ihren Grund. Schon hier war ihm der Zeitbezug der lyrischen Poesie wichtig; nur daß sich dieser Zeitbezug um 1780 von der Dichtungsauffassung des Sturm und Drang her erläutert, wenn Schiller gegenüber Stäudlin kritisch vermerkt: »Aber eben die Haupterfordernis, eignes Gefühl, scheint Hrn. Stäudlin ganz zu mangeln. Seine Lieder sind nicht Ausflüsse eines vollen, von einer Empfindung vollen Herzens, sondern Bildwerke einer mittleren Phantasie«. [37] Solcher Mangel eignen Gefühls wird im Fortgang dieser Rezension als Mangel echter Begeisterung verstanden: »Aber eben dies ist der Proberstein der Nichtbegeisterung.« Es ist die vom eignen Gefühl erfüllte Begeisterung, die Schiller ein Jahrzehnt zuvor gefordert hatte, und es ist nicht unbedingt die liedhafte Lyrik im Sinne des jungen Goethe, an der sich seine Kritik orientiert. Seine eigene Jugendlyrik ist dieser lyrischen Form (im Sinne des jungen Goethe) kaum je gefolgt. Sie ist stets jener hymnischen Lyrik nahegeblieben, die von Klopstock über Stolberg zu Hölderlin führt. [38] Aber gerade im Zeichen der Begeisterung werden die Wandlungen innerhalb einer solcherart hymnischen Lyrik offenkundig. In seiner Kritik an Stäudlin ist Schiller bemüht, eine im Prinzip sehr andere und vom jungen Goethe abweichende lyrische Form mit den Erfordernissen des Sturm und Drang in Übereinstimmung zu bringen, indem er die Begeisterung »als Ausguß eines wahrhaftig empfindenden Herzens« versteht. Aber dieselbe Begeisterung ist ihm jetzt, in der Rezension der Gedichte Bürgers, nicht mehr genug, weil sie offenbar der Zeit nicht mehr genügt. In gewisser Weise wird damit natürlich auch der eigenen Lyrik eine Absage erteilt. Aber wichtiger als die Tatsache der Selbstkritik ist ihr Grund: der unerläßliche Stilwandel des Dichtens und seiner Theorie. Dieser Wandel wird im erhöhten Bewußtseinsgrad gesehen: in einer Begeisterung nicht mehr allein, sondern in der Begeisterung des gebildeten Geistes. In der Zuordnung von Bewußtsein und Begeisterung kommt die Distanz von der Dichtungsauffassung des Sturm und Drang zum Ausdruck, und der Begriff der Bildung entspricht dem damit gemeinten Bewußtseinsgrad. Mit der Individualität, dem zweiten Fragenkreis unserer Abhandlung, verhält es sich nicht wesentlich anders.

Zur Bildungsidee der Klassik gehört die Idee der Individualität. Sie ist uns vom Bildungsroman Goethes her vertraut. Aber zugleich ist das Individuelle auf eine Idee der Ganzheit bezogen. Im Individualitätsbegriff Schillers tritt der Charakter des Allgemeinen im Individuellen um vieles deutlicher hervor. Schiller verknüpft die Idee der Individualität mit der Idee des Allgemeinen und Generischen, wenn er auf die Forde-

rung vom gebildeten Geist jenen vielzitierten Satz folgen läßt, den man so oft mißverstanden hat: »Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine *Individualität*. Diese muß es also wert sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternemen darf, die Vortrefflichen zu rühren.« Unsere gegenüber allem Biographischen überängstliche Dichtungsauffassung mag geneigt sein, solche Gedanken als Biographismus abzutun – in der Überzeugung, daß uns der Dichter nichts angeht, wenn nur die Dichtung, losgelöst von ihm, etwas taugt. Aber die vom Dichter völlig losgelöste Dichtung als Theorie des Doppellebens ist eine brüchige Theorie. So ganz nebensächlich kann uns doch wohl derjenige als Mensch nicht sein, der uns als Künstler etwas bedeutet; und am wenigsten um einen solchen biographischen oder biographisch mißverständlichen Sinn ist es Schiller zu tun, wenn er von der Individualität des Dichters handelt, wie er sie denkt. Schiller bezieht das Individuelle noch bestimmter auf ein Allgemeines, wenn er sagt, daß es dem Dichter zukomme, »das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen zu erheben.« [39] Der gebildete Dichter als ein Dichter der geläuterten Individualität ist also nicht einfach der Dichter einer nur individuellen Bildung. Schiller zielt auf eine bestimmte Individualität. In ihr stimmt das Individuelle mit dem Allgemeinen überein; und im Allgemeinen sind die Erfahrungen und »Vernunftschätze« enthalten, die die Menschheit aufgehäuft hat. Die ganze Weisheit der Zeit ist im Begriff der Individualität enthalten. Auch dieser Begriff wird nicht losgelöst von der Forderung, die Schiller an anderer Stelle erhebt: daß der Dichter mit dem Zeitalter fortschreiten müsse. Ein solcher Zeitbezug ist nun aber auch bezüglich des dritten Fragenkreises zu beobachten, den Schiller als Idealisierung bezeichnet. Hier vor allem kommt es darauf an, sich von der Begriffssprache der Zeit nicht irritieren zu lassen, sondern das Problem unbeschadet des zeitbedingten Ausdrucks in der ihm zukommenden Dringlichkeit zu sehen, wie es Schiller sieht.

Erst wenn man Bildung als eine erhöhte Bewußtseinsstufe erfaßt, und erst dann, wenn man Individualität als ein zugleich Allgemeines begriffen hat, versteht man die Idealisierung richtig, die Schiller auch mit dem Begriff »Veredlung« umschreibt. Es ist dies ein zentraler Begriff seiner Ästhetik, der erstmals im *Brief eines reisenden Dänen* erscheint und verwandelt auch in die Briefe *Über die ästhetische Erziehung des Menschen* eingehen wird. [40] Mit der Idealisierung verbindet Schiller eines der »ersten Erfordernisse des Dichters«. Die voreiligen Ausleger nehmen ihn dabei beim Wort und triumphieren. Idealisierung kann für sie kaum anderes bedeuten als Beschönigung der Wirklichkeit und also Schönrednerei. Nirgends aber in dieser Rezension gibt es dafür einen Beleg. Für Schiller ist Idealisierung nicht ablösbar von einem »Höheren«. Eine solche Dimension des Höheren wird in verschiedenen Wendungen bezeichnet. Sie bringt sich in Erinnerung in einer Individualität, die »hinauf« geläutert werden soll. Schiller spricht vom »höchsten« Wert eines Gedichts. Er spricht von seiner »höheren« Schönheit. Hinsichtlich des Volkes müsse es darum gehen, es scherzend und spielend zu sich »hinaufzuziehen«. Das Individuelle und Lokale soll der Dichter zum Allgemeinen »erheben«. Zweifellos geht es Schiller im Wesen der Dichtung um eine »Erhebung« bestimmter Art, um ein Höheres, das er Idealisierung

nennt. Sie ist als wirklichkeitsferne Beschönigung nicht mißzuverstehen. Schiller meint im Grunde das Wesen der Kunst, wenn er Idealisierung sagt. Er meint ihre spezifische Leistung. In dem Gedicht mit dem späteren Titel *Das Ideal und das Leben* wird eine verwandte Idealisierung angedeutet in den Versen:

»Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch,
Flihet aus dem engen, dumpfen Leben
In des Ideales Reich!«

Aber auch das Reich des Ideals ist vor dem Mißverständnis zu bewahren, als würde damit einer Flucht vor der Zeit und vor der Welt das Wort geredet. Schiller denkt nicht an blasse Ideale im vulgären Sinn. Im vorliegenden Gedicht verbindet sich damit die Vorstellung vom Reich der Schatten als dem Schein der Kunst. Die Flucht – wenn überhaupt – ist eine Flucht in die Kunst als der einzigen Möglichkeit, der Bedrängnis des Irdischen zu entgehen. In unserem Gedicht wird diese Bedrängnis nachgerade dramatisch gesteigert. Von irgendeiner Harmonisierung kann nicht die Rede sein, wenn es im Fortgang des Gedichts heißt:

»Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen,
Wenn Laokoon der Schlangen
Sich erwehrt mit namenlosem Schmerz,
Da empöre sich der Mensch! Es schlage
An des Himmels Wölbung seine Klage
Und zerreiße euer fühlend Herz!«

Auf die vermeintlich weltflüchtige Idealisierung antwortet ein unerbittlicher Naturalismus. Mit dem Aufschwung ins Erhabene kontrastiert das unbeschönigte Erdenleid. Die Kunst ist – fast wie bei Nietzsche – über den Abgrund hingebreitet. [41] Aber es kommt ihr nicht zu, darin zu versinken. Sie soll sich erheben. Daher ist sie auf Abstand angewiesen, der solche Erhebung verbürgt. Und Erhebung ist umso mehr geboten, wenn es nicht so sehr auf das Glück des individuellen Gefühls wie in Goethes Straßburger Lyrik ankommt, sondern darauf, vielfach sich zeigende Bedrohungen zu bewältigen, die offenkundig eine andere Anstrengung des Geistes erforderlich machen als in der Ausdruckslyrik des Sturm und Drang. Schiller sieht um 1790 die lyrische Poesie in mehrfacher Hinsicht bedroht, und er sucht die gebotene Bewältigung nicht mehr in der Unmittelbarkeit, sondern in den Formen der Distanz. Auch das ist, möchte man sagen, schon ganz in der Richtung auf die moderne Lyrik hin gedacht.

Idealisierung als Abstand ist aber gerade ein der Lyrik nicht in selbstverständlicher Weise zukommendes Bauelement. Emil Staiger hat das Wesen des Lyrischen gerade in seiner Abstandlosigkeit beschrieben. [42] Er trifft damit eine Lyrik bestimmten Gepräges. Wir bezeichnen sie seit dem Sturm und Drang als unmittelbar. Bürgers Lyrik, einschließlich seiner Balladen, ist eine solche Lyrik der Unmittelbarkeit. So sehr kann dabei der unmittelbare Naturlaut vorherrschen, daß der Kunstcharakter gefährdet erscheint. Denn es kann ja nicht Aufgabe des Dichters sein, eine Kunst zu leisten, deren Wesen die totale Kunstlosigkeit ist: die Unmittelbarkeit des Lebens ohne jede Form. Gegenüber einer Gesellschaftskunst, die allen unmittelbaren Le-

bens ermangelte, wirkte die neue Lyrik um 1770 wie eine einzigartige Befreiung von Zwang und Schablone. Nunmehr treten gewisse Gefährdungen deutlicher hervor, die von Anfang an in ihr angelegt sind. Die Annäherung an das Leben wird wie im Falle Bürgers sichtbar als künstlerischer Verlust. Sie wird sichtbar als ein nicht mehr Geformtes; denn man kann gerade aus diesem Grund unmöglich alles das als Lyrik gelten lassen, was Bürger mit dieser Sammlung seinen Zeitgenossen übergab. Man kann nicht so unbesehen hinnehmen, was Schiller an einem Gedicht wie der *Elegie, als Molly sich losreißen wollte* getadelt hat. Wir lesen die folgende Strophe:

»Denn wie soll, wie kann ich's zähmen,
Dieses hochempörte Herz?
Wie den letzten Trost ihm nehmen,
Auszuschreien seinen Schmerz?
Schreien, aus muß ich ihn schreien!
Herr, mein Gott, du wirst es mir,
Du auch, Molly, wirst verzeihen!
Denn zu schrecklich tobt er hier.« [43]

Die Bedrängnis der Kunst ist vom Gegenstand her gegeben. Sie beruht darin, daß sie künstlerisch dem Schmerz nicht völlig gewachsen scheint, den sie bewältigen soll. Sie droht sich aufzuheben in einer Form, die keine Form mehr ist. Bürgers Lyrik gibt sich öfters dem Ungestalteten und Chaotischen anheim. Er überläßt sich ohne alle künstlerische Anstrengung der ungeformten Expression und überfordert damit das Prinzip einer noch immer künstlerischen Ausdruckskunst. Bürger tilgt nicht selten den letzten Erdenrest von Abstand in seinen Gedichten. Er läßt damit die Abstandlosigkeit und Unmittelbarkeit ins Ungestaltete entgleiten. Dabei ist die Unmittelbarkeit des lyrischen Ich ein durchaus legitimes Stilprinzip. Sie ist es seit dem Sturm und Drang, und Bürger fährt fort, sich dieses Prinzips zu bedienen. Aber legitim ist es eigentlich nur, wenn man es nicht bis zum äußersten befolgt, wenn man das Unmittelbare nur als das fast Unmittelbare versteht. Das in jedem Punkt unmittelbare Leben ist noch keine Kunst. Ein gewisser Abstand ist unerläßlich. Er ist es dann erst recht, wenn die Wiedergabe unmittelbaren Ausdrucks von Schmerz und Verzweiflung gefordert ist. Der dabei wie immer zu fordernde Abstand, auch wenn er sich in der Unmittelbarkeit so sehr verringert, daß man ihn fast nicht mehr bemerkt, ist das Gesetz, das Schiller wichtig ist. Er meint damit nicht eine bestimmte Lyrik, sondern ein Formgesetz der Kunst überhaupt. Und wir haben keinen Grund, die prinzipielle Gültigkeit zu bestreiten, wenn es im Fortgang dieser Abhandlung heißt: »Ein erzürnter Schauspieler wird uns schwerlich ein edler Repräsentant des Unwillens werden; ein Dichter nehme sich ja in Acht, mitten im Schmerz den Schmerz zu besingen [. . .] Aus der sanftern und fernenden Erinnerung mag er dichten, und dann desto besser für ihn, je mehr er an sich erfahren hat, was er besingt; aber ja niemals unter der gegenwärtigen Herrschaft des Affekts, den er uns *schön* versinnlichen soll.«

Schiller formuliert mit dem unerläßlichen Abstand der Kunst ein Gesetz jeder Kunst. Aber im zeitlos Gültigen des Gesetzes ist zugleich ein zeitbedingtes Moment enthalten. Mit der »fernenden Erinnerung« als einer Erscheinungsform der Idealisierung zielt Schiller entschieden auf die bestimmte Lyrik in eben dem Zeitalter, das er das philosophierendē nennt. Diese Lyrik ist im ganzen eine solche der gesteigerten

Distanz. Ihre Formen sind Ausdruck der höchsten Bewußtheit im Gegensatz zur fast unbewußten Lyrik des Sturm und Drang. Das Ereignis der Französischen Revolution ebenso wie die kritische Philosophie stehen dabei im Hintergrund des gebotenen Formenwandels. Die politischen Ereignisse und die kritische Philosophie scheinen in dem ihm folgenden Jahrzehnt, im letzten des zu Ende gehenden Jahrhunderts, eine Anstrengung des Geistes gefördert zu haben, der sich auch die Lyrik nicht zu entziehen vermag, wenn sie selbst in eben diesem Zeitalter noch etwas bedeuten will. Und wenn im Zeichen solcher Bewußtseinsvorgänge den Regungen des Unbewußten und Naiven noch ein Recht bleibt, so liegt es im Durchgang durch solche Bewußtseinsstufen auf ein Unbewußtes hin. Die in der Lyrik der Zeit allenthalben sich bezeugende Distanz als die sie bestimmende Struktur gewahrt man einmal in dem deutlich ausgeprägten Verhältnis von Abstraktion und Poesie, das sich mit Unterschieden bei Schiller, Hölderlin und Novalis verfolgen läßt. Die *Hymnen an die Nacht*, weit entfernt, bloße Erlebnisdichtung zu sein, sind der eindrucksvollste Beleg. Diese Distanz bezeugt sich ferner – wie bei Goethe und Hölderlin – in der Zeitstruktur des Gedichts, die schon von sich aus den Abstand zur unmittelbaren »Zeitlosigkeit« des unbewußten Naturgefühls bewußt macht. Nicht zuletzt bedingen die erneuerten Formen antiker Lyrik einen Abstand von der uns seit dem Sturm und Drang vertrauten Liedhaftigkeit, die es in solcher Gestalt weder bei Hölderlin noch in der klassischen Lyrik Goethes und Schillers gibt; und wo sie sich – wie bei Novalis in den *Geistlichen Liedern* – einstellt, bleibt sie an den Zyklus gebunden, der von sich aus die unmittelbare Liedhaftigkeit von einst verhindert. Wie sehr diese dem Gedicht innewohnende Distanz alle Formen der Lyrik ergreift, wird an jener Gattung sichtbar, die erst mit dem Formprinzip der Unmittelbarkeit in die deutsche Literatur gelangt war: an der Kunstballade, als deren Schöpfer Bürger mit Recht nach wie vor gilt. [44] Vielleicht darf man sagen, daß die reine Lyrik seit der Straßburger Zeit weit mehr das Glück und die Freude des unmittelbaren Gefühls gestaltet, während die Erfahrung des Unheimlichen der Ballade vorbehalten blieb. Aber das Gefühl des Freudigen wie des Unheimlichen hatte in der von Herder auch theoretisch begründeten Unmittelbarkeit den ihm gemäßen Ausdruck gefunden. Noch Balladen wie *Der Fischer* oder *Erkönig* von Goethe sind ganz von diesem Formprinzip geprägt. Sie haben es ihrerseits vom Motiv her mit etwas Bedrohendem zu tun. Aber noch die Bedrohung durch den Erkönig widerlegt nicht die letztlich beglückende Einheit von Seele und Welt, die das lyrische Ich in der Kundgabe solcher Regungen gestaltet. Die Gedichte des berühmten Balladenjahrs, die klassischen Balladen Goethes und Schillers, sind dagegen nicht gleichermaßen unmittelbar wie vordem. Auch der Abstand zur Ballade, im spielerischen Umgang mit ihr und in der Erprobung der Gattung zu artistischen Zwecken, deuten darauf hin. Überdies hat Schiller mit seinen eigenen Balladen auf eine eigentlich bewundernswerte Art geleistet, was er in der Rezension an Volkstümlichkeit gefordert hat: eine solche nämlich, die das einfache Gemüt beschäftigt und den anspruchsvollen Geist obendrein. Mit seinen schon fast fragwürdig populären Balladen bewährt er sich als das große Talent, dem es gegeben ist, »mit den Resultaten des Tiefsinns zu spielen, den Gedanken von der Form los zu machen«, wie es in der Abhandlung über Bürger gefordert wird. Das alles nimmt die große Abhandlung von

1791 vorweg. Sie nimmt die Lyrik vorweg, die sich bei allen Unterschieden im einzelnen als eine in der Situation der Zeit angelegte Lyrik bezeugt. Daher gibt es in ihr Strukturen und Formenelemente, die man ähnlich in Goethes *Elegien*, in den *Hymnen an die Nacht* von Novalis oder in Hölderlins weitausgreifenden Gedichten findet. Natürlich bestehen zwischen der lyrischen Form des klassischen Goethe oder derjenigen Hölderlins beträchtliche Unterschiede, die es nicht zu verwischen gilt; so wenig wie im Vergleich von Hölderlin mit Novalis. [45] Aber auf Unterschiede dieser Art hat man stets geachtet, weit mehr als auf die erhellende Gemeinsamkeit in der Lyrik des ausgehenden Jahrhunderts, die sich in bestimmten Zügen ganz unverkennbar von der Lyrik unterscheidet, die ihr vorausgeht und die ihr folgt. Schillers Abhandlung über Bürgers Gedichte ist in der Theorie auf eine solche von der Zeit her geforderte Lyrik gerichtet. Er erfaßt damit ihren epochalen Sinn. Die Rezension der Gedichte Bürgers ist die vorweggenommene Theorie dieser Lyrik. Sie ist von Schiller nicht ersonnen worden, weil er mit seiner Jugendlyrik abrechnen wollte, indem er mit der Bürgerschen Lyrik abzurechnen für richtig hielt. Sie entsprach dem Geist der Zeit und dem, was sie forderte. Dem auch entspricht die Resonanz; denn es kann keine Rede davon sein, daß die Rezension der Gedichte Bürgers von den Zeitgenossen ähnlich verworfen wurde, wie sie später im Zeichen der einzig anerkannten Erlebnislyrik tatsächlich verworfen worden ist.

Schiller selbst berichtet im Brief an Körner vom 3. März 1791 über die Resonanz seiner Rezension. Er schreibt: »In Weimar habe ich durch die Bürgerische Recension viel Redens von mir gemacht; in allen Circeln las man sie vor, und es war ein guter Ton, sie vortrefflich zu finden, nachdem Goethe öffentlich erklärt hatte, er wünschte Verfasser davon zu seyn.« [46] Wir haben keinen Grund zu bezweifeln, daß es sich so verhielt. Wohl aber darf man bezweifeln, daß die öffentlichen Sympathien unverkennbar sich Bürger zugewandt hätten. [47] August Wilhelm Schlegel, der sich Bürger persönlich verbunden fühlte, ist ja noch keine Öffentlichkeit. Schon sein Bruder Friedrich räsoniert gegen die übertriebene Bürger-Verehrung und bringt seinerseits dem Standpunkt Schillers viel Verständnis entgegen. Er nennt August Wilhelm Schlegel einen Vernunftthasser und warnt ihn, mit Bürger gemeinsame Sache zu machen. [48] Bezeichnend aber ist vor allem die Wendung im Entwicklungsgang des jungen Hardenberg. Er hatte sich Bürger zum Vorbild erwählt. Im Mai 1789 hatte er ihn besucht. Von seiner Verehrung zeugen die Bürger gewidmeten Gedichte. Nach dem Erscheinen der Rezension erfolgt die Wendung. Er wird zum begeisterten Verehrer Schillers, mit dessen *Don Karlos* er schon seit längerem eingehend beschäftigt war. Novalis tritt in Briefwechsel mit dem verehrten Dichter, und es entspricht um diese Zeit seiner sich rasch wandelnden Auffassung vom Wesen der Poesie, wenn er am 7. Oktober 1791 schreibt: »Bei Gelegenheit der Lektüre des *Don Carlos* habe ich noch einmal die Rezension von Bürgers Gedichten gelesen, und sie ist mir beinah in der Stimmung [...] noch zu gelind vorgekommen«. [49] Wer die Zeugnisse unvoreingenommen prüft und Schillers Abhandlung nicht um das Niveau bringt, auf das sie ein Anrecht hat, kann sie hinfort nicht einfach als Irrtum bezeichnen, wie es zumeist geschieht. Der Irrtum scheint sich allerdings mit dem Blick auf das um so vieles freundlichere Urteil über die Gedichte Matthissons zu bestätigen.

»Aus der völligen Befangenheit in der eigenen Theorie erklärt es sich auch, daß ein lebenswürdiger Durchschnittsdichter wie Matthisson höchstes Lob davontragen konnte, während der ungleich bedeutendere Bürger [...] fast so grausam abgefertigt wurde wie einst Stäudlin«, urteilt der Herausgeber der »Vermischten Schriften« in der Nationalausgabe, in die beide Rezensionen aufgenommen sind. [50] Das entspricht weithin der *communis opinio*. Aber so ganz ungeprüft wollen wir auch dieses Urteil nicht übernehmen. So völlig eindeutig hebt sich Bürger im ganzen gegenüber Matthisson nicht heraus. Ganz unbestritten vermag sich Bürger als »Vollblutlyriker« nicht zu behaupten, wie er im Eifer des Gefechts bezeichnet worden ist. [51] Und Matthisson ist zum andern nicht so indiskutabel, wie es die Konvention überliefert. Noch fehlt eine befriedigende Monographie seines Wirkens. Doch dürfen wir aufgrund sehr verschiedener Zeugnisse wohl annehmen, daß man am Ende des Jahrhunderts viele Hoffnungen auf ihn setzte. Es sieht ganz so aus, als hätten viele Matthisson die Erneuerung der Lyrik zugetraut, um die es in Schillers Auseinandersetzung mit Bürger geht. Auch Hölderlin hat Matthisson geschätzt. Die Wirkungen auf die entstehende Stimmungsliteratur der späteren Romantik bedürfen noch der genaueren Erforschung. [52] Das positive Urteil über ihn ist so wenig ein eindeutiger Irrtum Schillers, wie es die Abhandlung über Bürgers Gedichte ist. Beide Urteile verstehen sich letztlich aus dem Erfordernis einer neuen Lyrik, als deren Wortführer sich Schiller mit der Rezension von 1791 erweist.

Darin vor allem beruht die weitreichende Bedeutung, die dieser Abhandlung gebührt. Mit ihr hat Schiller für seinen Teil eine erste Grundlage der deutschen Klassik vollzogen. Daß er sich mit diesem Beitrag zugleich auf dem Weg zu Goethe befand, ist gar nicht zu leugnen. [53] Aber gerade mit dieser Abhandlung befand er sich überdem auf dem Weg zu einer Klassik, die keine zeitlose Klassik ist – kein überzeitliches Gebilde, das in konventionellen Vorstellungen sein Wesen, oder besser: sein Unwesen treibt. Die Rede vom Zeitlos-Gültigen ist zumeist eine Phrase. Und nichts gegen die Klassik ist damit gesagt, wenn man sich dagegen verwahrt; denn es ist immer wieder diese redensartige Überzeitlichkeit, in der man den geschichtlichen Sinn der Epoche verfehlt. Eine Epoche im eigentlichen Wortverstand liegt aber erst dann vor, wenn sie als diese Epoche Altgewordenes erneuert. Und dieser Vorgang ist ein Vorgang des lebendigen Geistes. Wer sich als Schriftsteller ihm verbunden weiß, muß bereit sein, ihre von Zeit zu Zeit notwendigen Wandlungen zu durchdenken, ohne verpflichtet zu sein, alle Wege mitzugehen, die der Zeitgeist erkundet. Der Vorgang der Erneuerung ist nicht mit Neuigkeiten zu verwechseln, mit modischen Erscheinungen des Tages; und das Lebensalter ist in solchen Prozessen des geschichtlichen Lebens für den, der daran teilzunehmen wünscht, keine Entschuldigung. Nur mit Verwunderung kann man lesen, was in diesem Punkt zur Verteidigung Bürgers vorgebracht worden ist: »Es war jene unbewußte Grausamkeit bei Schiller am Werk, mit der er einem Dreiundvierzigjährigen, der eben die letzte Ausgabe seiner Gedichte herausgebracht hatte, zumutete, sich noch von Grund aus zu ändern.« [54] Eine Änderung von Grund aus müßte es nicht einmal sein, aber doch die Bereitschaft zum »neuen Leben« im literarhistorischen Sinn. Eine solche Bereitschaft war in Schiller lebendig, als er die Rezension über Bürgers Gedichte schrieb; und er weiß die Berech-

tigung einer Lyrik zu rechtfertigen, die dem Geist des Zeitalters entspricht, die sich aus der Bewußtseinslage der Zeit versteht. Schiller begreift den geschichtlichen Sinn der Dichtung und bezieht dabei die Lyrik ein. Er bezieht sie in die umfassende Idee des neuen Lebens ein, das er auf seine Weise, aber mit seinen Zeitgenossen in Übereinstimmung, formuliert. Die Abhandlung über Bürgers Gedichte von 1791 als ein Zeugnis der Klassik ist zugleich ein Zeugnis derjenigen Klassik, als die sie in diesem Zusammenhang verstanden wird: als die zeitbedingte Antwort auf die weltgeschichtliche Lage in der Idee des neuen Lebens.

Schillers Kontroverse mit Bürger und ihr geschichtlicher Sinn

Der vorliegende Beitrag ist 1964 in dem Buch »Formenwandel. Festschrift für Paul Böckmann« erschienen, dort S. 294–318. Er ist seither in der wissenschaftlichen Literatur wiederholt zitiert und diskutiert worden. Auch aus diesem Grund wird er unverändert übernommen. Aus der Sicht Bürgers geht Gerhard Kluge mehrfach auf ihn ein (in dem Beitrag für den von Benno von Wiese herausgegebenen Band »Deutsche Dichter des 18. Jahrhunderts«. Ihr Leben und Werk. Berlin 1977). Der von mir nicht unproblematisch gebrauchte Begriff der Unmittelbarkeit wird in dieser besonnenen und umsichtigen Studie noch weiter problematisiert, und gewiß nicht ohne Grund. Dagegen ist es mir offensichtlich nicht gelungen, den Verfasser davon zu überzeugen, daß man von Begriffen absehen möge, die Unmenschliches bezeichnen, und schon vollends sollte sich der Begriff »Hinrichtung« verbieten, auch als Metapher (»öffentliche Hinrichtung durch die Kritik Schillers«). Hinrichtungen sind etwas Abscheuliches, wo immer sie getätigt werden; aber sie sind doch etwas sehr anderes als das, was Schiller schreibend getan hat.

In der Festschrift für Herman Meyer (Wissen aus Erfahrungen. Tübingen 1976) hat sich Klaus F. Gille zu demselben Thema geäußert: Schillers Rezension »Über Bürgers Gedichte« im Lichte zeitgenössischer Bürger-Kritik«, dort S. 174–191. Dem Verfasser geht es darum nachzuweisen, daß Schiller ein Neuanfang mit Beziehung auf ein Programm der Klassik nicht zuzuerkennen sei, da die Popularkritik der Aufklärung und der Spätaufklärung dies alles ihrerseits vorbringe und vorgebracht habe. Was der Biographismus – Schillers Krise und die »kritische Exekution« [sic!] – damit zu tun haben soll, sehe ich nicht ein. Hinsichtlich der Gleichsetzung von Popularkritik vor dem Sturm und Drang und Schillers Kritik nach »absolviertem« Sturm und Drang bin ich der Meinung, daß hier zu unreflektiert gleichgesetzt wird. Mit dem Verweis auf die aufklärerische Tradition ist es im Falle Schillers nicht getan, ist nichts getan. »Wie Schiller begründet Nicolai«, heißt es S. 179. Dieses Wie ist bestreitbar. »Der künstlerische Mangel liegt für Schatz wie für Schiller«, heißt es S. 189. Dieses Wie ist bestreitbar nicht minder. Und wer sind schon Schatz und jener Anonyme? Es ist das Mißliche aller Rezeptionsforschung, daß sie sich bei so viel Mißlichem aufzuhalten hat. Da lobt man sich doch Schiller – und Bürger! –, die wenigstens prägnant zu sagen vermögen, was sie meinen – im Gegensatz zu jenem Anonymus (S. 181), den man doch vielleicht lieber auf sich beruhen läßt. Daß ein romantischer Dichter wie Novalis von Bürger zu Schiller »überläuft«, beweist doch wohl zur Genüge, daß damit nicht ein Überlaufen zur alten Aufklärung (die es denn doch gibt) gemeint sein kann. Es scheint progressiv zu sein, Schillers ästhetischer Erziehung die historische Würdigung abzuspochen, die ihr m. E. gebührt. Aber das, was den Aufsatz Schillers so faszinierend macht, die Analyse der anthropologischen Situation des Menschen aufgrund eines ausgeprägten historischen Denkens, sein Bewußtsein von der Vereinzelung der menschlichen Kräfte und von der Notwendigkeit des ganzen Menschen, der kein geteiltes Selbst sein solle – diesen Entwurf einer neuen, nicht bloß theoretischen Kultur kann ich bei den mehr oder weniger anonymen Rezensenten der Spätaufklärung nicht entdecken. Sie sind von dem Geschichtsbewußtsein mit keinem Hauch berührt, aus dem heraus Schiller spricht.

Sodann aber konnte nicht ausbleiben, daß der Beitrag von einem Forschungsgebiet her an Interesse gewann, das vorübergehend zu außerordentlichem Ansehen gelangte. Es ist dasjenige

der Trivilliteratur; und es kann ja keine Frage sein, daß die Erforschung solcher Provinzen im Lande der Literatur ihre Berechtigung hat. Aber eines ist das Eindringen in sie, ohne daß man deswegen die Qualitätsmaßstäbe vergißt, die im allgemeinen gelten; ein anderes sind die Sympathisanten – diejenigen, die um jeden Preis erwarten und verlangen, daß Literatur volkstümlich, volksfreundlich und plebejisch zu sein habe. Armer Robert Musil! Denn da im vorhinein diskreditiert ist, was als Elite bezeichnet wird, ist es um solche Autoren schon geschehen, ehe etwas mit ihnen geschieht. Um Schiller auch! Die Rede ist von dem Beitrag »Volkstümlichkeit ohne Volk? Kritische Überlegungen zu einem Kulturkonzept Schillers« (in: Popularität und Trivialität, hg. von Reinhold Grimm und Jost Hermand. Frankfurt 1974, S. 50–75). Sein Verfasser ist Klaus L. Berghahn. Alles was an unhistorischer Klassik-Kritik aufgeboten werden kann, ist in diesen Beitrag eingegangen und mit entsprechenden Abwertungen versehen: die böse Autonomie, die verächtliche Elite und die fragwürdige Ästhetik obendrein, die es wagt, über das Politische zu dominieren. Insofern wäre dieser Text fast klassisch zu nennen, wenn mit diesem Wert nicht doch zu fühlbar an Zeitüberdauerndes erinnert würde. Daß Schiller, nach solchen Maßstäben beurteilt, nicht bestehen kann, überrascht gewiß nicht. Aber daß dem Verfasser als Gegenentwurf nichts anderes einfällt als die Parteinahme für den in Grenzen schätzenswerten Gottfried August Bürger, ist doch wenigstens enttäuschend zu nennen. In diesem Punkt hat unser Autor auch die Vertreter der marxistischen Literaturwissenschaft, die sich zu diesem Thema geäußert haben (Lore Kaim-Kloock, Richard Dau), nicht auf seiner Seite. Was Schiller sich in dieser – natürlich »berühmten«! – Rezension ausgedacht habe, das münde in ästhetischen Utopismus – als hätte es eine Schrift mit dem Titel »Geist der Utopie« nie gegeben! Dies eben und dies alles habe verhängnisvolle Folgen gehabt: »für die Entwicklung der Literatur wie der Bildungspolitik«. Was das wohl heißen soll! Daß in Schillers Denken nach 1789 die Vorstellung seines Publikums weniger eine Rolle gespielt haben soll als vorher, wie behauptet wird, trifft nicht zu – es sei denn, man hat die Briefe an den Herzog von Augustenburg nicht gelesen. Wie volkstümlich aber kann eine Literatur – um 1800 wie um 1900 – eigentlich in Anbetracht eines Denkens sein, das vom Geist des wissenschaftlichen Zeitalters geprägt und gezeichnet ist? So einfach sollte man es sich im Umgang mit Volkstümlichkeit, plebejischen Massen und beargwöhnter Literatur einer Elite nicht machen! Das Mißlichste sei am Schluß dieser hoffentlich deutlichen Abgrenzung vorgebracht. Es betrifft nichts mehr und nichts weniger als unser geschichtliches Bewußtsein, das nichts Affirmatives zu sein hat. Gegen Ende dieses Beitrags heißt es: »Schillers kulturkritische Diagnosen und idealistische Lösungsversuche mögen als historisch bedingte Antworten auf die Anfänge der modernen Massengesellschaft verständlich sein. Aber sein zeitbedingtes Kulturkonzept unserer Epoche als Muster aufzudrängen, hieße doch wohl, unsere Probleme auf geradezu klassische Weise verfehlen.« Wenn das historisch Verständliche nur gezeigt worden wäre! Vollends abwegig, ja absurd ist die Behauptung, ein zeitbedingtes Kulturkonzept würde unserer Epoche aufgedrängt. Wer da wohl der Aufdrängende ist? Und wie steht es mit Gottfried August Bürger? Ist sein Konzept weniger zeitbedingt? Wenn an Schillers Rezension ihre hervorragend geschichtliche Bedeutung zu betonen ist, so in einem zweifachen Sinn: daß er aus einer veränderten geschichtlichen Situation heraus denkt und schreibt, wie wir ihn unsererseits – und das gilt für die Klassik im ganzen – in einer Geschichtlichkeit sehen, die immer nur eine partielle sein kann: nicht als etwas ganz und gar Vergangenes; denn sonst ginge uns Vergangenes überhaupt nichts an. Nein, wenn mich ein Beitrag nicht dahin bringen kann, den eigenen umzuschreiben oder zu widerrufen, so ist es dieser.

- 1 Nach mancherlei Erwägungen über den Gegenstand, der dem verehrten Lehrer und Jubilar zu widmen wäre, fiel die Wahl auf Schiller – in der Überzeugung, daß eine erneute Beschäftigung mit ihm besonders sinnvoll ist. Die dankbare Erinnerung an so manche Schrift Paul Böckmanns, die für jeden dankbare Gegenwart ist, der sich mit Schiller befaßt, spricht dabei vor allem mit. Die als Hamburger Dissertation verfaßte Schrift über »Schillers Geisteshaltung als Bedingung seines dramatischen Schaffens« und die zahlreichen Aufsätze über Schillers Dramenstil sind damit gemeint. Auch die eigene Arbeit, die zu einer Dissertation über die Jugenddramen gedieh und mit der Briefedition ihre Fortsetzung fand, ging von Schiller aus. Sie begann in einem Oberseminar über den »Don Karlos« im Sommer 1946,

das zumal den aus dem Krieg Zurückgekehrten unvergessen sein dürfte. Als ein Zeichen des Dankes und als ein Zeichen der nun seit längerem schon gemeinsam betriebenen Schillerforschung möge der Beitrag über die Kontroverse mit Bürger verstanden werden, der sich mit der Wendung vom geschichtlichen Sinn auf die Forschungsweise Paul Böckmanns im ganzen bezieht.

- 2 Max *Weber*: Wissenschaft als Beruf. Wissenschaftliche Abhandlung und Reden zur Philosophie, Politik und Geistesgeschichte. H. VIII, 3. Aufl. Berlin 1930.
- 3 Hans *Mayer*: Schillers Gedichte und die Tradition deutscher Lyrik. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft, 4. Jg. 1960, S. 79–80.
- 4 Über Bürgers Gedichte. *Schillers Werke*. Nationalausgabe, XXII. Hg. von Herbert *Meyer*. Weimar 1958, S. 245–264.
- 5 Herbert *Cysarz*: Schiller. Halle 1934, S. 136.
- 6 Herbert *Meyer*: Nationalausgabe, a.a.O., S. 344.
- 7 So von Otto *Harnack* in dem nicht weiter bedeutenden Beitrag »Zur Rezension von Bürgers Gedichten«, in: Euph. VI, 1899, S. 541: »Schiller hat in jener Recension eben doch trotz aller ästhetischen Detailkritik Bürger nach moralischem Maßstabe beurteilt.«
- 8 Ebda, S. 540.
- 9 Albert *Bettex*: Der Kampf um das klassische Weimar. 1788–1798. Antiklassische Strömungen in der deutschen Literatur vor dem Beginn der Romantik. Basler Beiträge zur deutschen Literatur- und Geistesgeschichte. Zürich und Leipzig 1935, S. 112: »seine in übertriebenem Eifer für die neue Sache der Klassik verfasste Besprechung«.
- 10 Eugen *Kühnemann*: Schiller. 4. Aufl. München 1911, S. 336.
- 11 Friedrich-Wilhelm *Wentzlaff-Eggebert*: Schillers Weg zu Goethe. Tübingen und Stuttgart 1949, S. 42.
- 12 Richard *Benz*: Die Zeit der deutschen Klassik. Kultur des achtzehnten Jahrhunderts. 1750–1800. Stuttgart 1953, S. 504.
- 13 Melitta *Gerhard*: Schiller. Bern 1950, S. 170.
- 14 Friedrich-Wilhelm *Wentzlaff-Eggebert*: Schillers Weg zu Goethe. Tübingen und Stuttgart 1949, S. 43.
- 15 Herbert *Meyer* in der Einführung der »Vermischten Schriften«. *Schillers Werke*. Nationalausgabe, a.a.O., S. 344.
- 16 Benno von *Wiese*: Friedrich Schiller. Stuttgart 1959, S. 429. Solche Äußerungen sind in der wissenschaftlichen Literatur eher Ausnahme als Regel. Sie entsprechen nicht der Konvention der Urteile, die man allenthalben wiederholt. Auch Franz *Schultz* folgt nicht einfach dieser Konvention, sondern behält sich sein eigenes Urteil vor. Er gewahrt in der Rezension Schillers die für die neuere Forschung bezeichnende Verflechtung von Klassik und früher Romantik, findet Goethes positives Urteil begreiflich und charakterisiert die für die Situation der Literatur bedeutende Abhandlung mit dem Satz: »Dann aber folgen doch strenge Grenzziehungen. Mit ihnen hat er eine Frage aufgeworfen, die das ganze romantische Zeitalter in Atem hielt und als ein Hauptanliegen des neu herausgekommenen Geistes einen kaum zu erschöpfenden Gegenstand der Auseinandersetzung hergab« (Klassik und Romantik der Deutschen. II. Teil. Wesen und Form der klassisch-romantischen Literatur. 3. Aufl. Stuttgart 1959, S. 203).
- 17 So Reinhard *Buchwald* in seiner Biographie: Schiller. 2. Bd. Neue, bearbeitete Ausgabe. Wiesbaden 1954, S. 151.
- 18 Benno von *Wiese*, a.a.O., S. 429.
- 19 GA X/536. – HA IX/490.
- 20 Auf die Bemerkungen im »Tagebuch« Max *Frischs* sei in diesem Zusammenhang verwiesen: Tagebuch 1946–1949. Frankfurt 1958, S. 221 ff.
- 21 NA XXV/252.
- 22 Max *Morris*: Der junge Goethe. Neue Ausgabe in sechs Bänden. Bd. VI, Leipzig 1909/12, S. 220.
- 23 Briefe von und an Gottfried August *Bürger*. Hg. von Adolf *Strodtmann*. Berlin 1874, Bd. I. S. 122.

- 24 Vgl. Christian *Janentzky*: G. A. Bürgers Ästhetik. Berlin 1909.
- 25 »Zuerst muß ich Ihnen also, wenn es auf Erfahrung und Autorität ankommt, sagen, daß Nichts in der Welt mehr Sprünge und kühne Würfe hat, als Lieder des Volks« (*Herders Sämtliche Werke*, hg. von Bernhard *Suphan*. Bd. V. Berlin 1891, S. 186).
- 26 *Bürgers sämtliche Werke*. Hg. von Wolfgang von *Wurzbach*. Leipzig o. J., Dritter Teil, S. 11.
- 27 Ebda, S. 7.
- 28 Ebda, S. 12.
- 29 Deutsche Balladen. Hg. von Hans *Fromm*. München, 3. Aufl. 1961.
- 30 Sämtl. Werke, III, S. 10.
- 31 Ebda, S. 20.
- 32 Ebda, S. 9.
- 33 *Herders Sämtl. Werke*. Hg. von B. *Suphan*. XIII/47.
- 34 Friedrich Leopold *Graf zu Stolberg*: Ges. Wke., X, Hamburg 1827, S. 405.
- 35 Vgl. Sämtl. Werke, XXX, S. 83 ff.
- 36 Vgl. Karl *Viëtor*: Die Idee des Erhabenen in der deutschen Literatur. In: Geist und Form. Aufsätze zur deutschen Literaturgeschichte. Bern 1952, S. 234–266.
- 37 Nationalausgabe, XXII, S. 189.
- 38 Vgl. Adolf *Becks* grundlegenden Beitrag: Hölderlin und Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Die Anfänge des hymnischen Stiles bei Hölderlin. In: *Iduna*. Jb. der Hölderlin-Ges. 1944, S. 88–114. – Die hymnische Lyrik, besonders der schwäbischen Poeten um Hölderlin, behandelt Paul *Böckmann* in seinem Beitrag »Eighteenth century German hymnic verse. In: *Colston Papers*, Vol. XV, S. 121–135.
- 39 *Philos. Schriften*. Nationalausgabe, XX, S. 105; hierzu die Anmerkungen des Herausgebers in XXI, S. 149.
- 40 Hierzu die aufschlußreiche Erläuterung Benno von *Wieses* zum Begriff der Veredlung: »Spricht hier (im »Brief eines reisenden Dänen«) aus den veredelnden Künsten des Altertums der Wunsch der Griechen, ihre Menschen den Göttern zu nähern, so zielt die Veredlung später immer stärker auf den Menschen und auf das Individuelle im Generischen«. Nationalausgabe, XXI, S. 149.
- 41 Darauf macht Edgar *Lohner* in einer bemerkenswerten Abhandlung aufmerksam, die dem Begriff des Scheins in seiner Bedeutung für die moderne Dichtung gewidmet ist: »Schillers Begriff des Scheins und die moderne Lyrik«, in: *Deutsche Beiträge zur geistigen Überlieferung*. Bern und München, IV, 1961, S. 131–181. Über den Abgrund bei Nietzsche, der vom Schein überdeckt wird, ebda, S. 146.
- 42 »Derselbe Abstand, der zwischen Dichtung und Hörer verschwindet, fehlt auch zwischen dem Dichter und dem, wovon er spricht«, heißt es in den »Grundbegriffen der Poetik«, Zürich 1946, S. 58; und ähnlich an anderer Stelle (S. 62): »Immer ist es derselbe Abstand, der in der lyrischen Dichtung fehlt.«
- 43 Sämtl. Werke, I, S. 62.
- 44 Trotz der Vorbehalte, die Wolfgang *Kayser* seinerzeit in seiner »Geschichte der deutschen Ballade« zugunsten Hölty's angemeldet hatte; demgegenüber hält auch Emil *Staiger* mit vollem Recht an Bürger als dem eigentlichen Schöpfer der deutschen Kunstballade fest: »Zu Bürgers »Leonore«, Vom literarischen Spiel zum Bekenntnis«, in: »Stilwandel. Studien zur Vorgeschichte der Goethezeit«, Zürich 1963, S. 75–119; vgl. besonders S. 85: »So unbestimmt dies ausgedrückt ist, man fühlte sich daraufhin legitimiert, in Hölty's Schaffen komische von ernsten Balladen reinlich zu scheiden und ihn demgemäß sogar als den Begründer der ernsten deutschen Kunstballade herauszustreichen«.
- 45 Die auf einem solchen Vergleich basierende Untersuchung von Hans Peter *Jaeger* ist wenig befriedigend ausgefallen: »Hölderlin – Novalis. Grenzen der Sprache«. Zürcher Beiträge zur deutschen Sprach- und Stilgeschichte. Zürich 1949.
- 46 *Jonas* III, S. 135–136.
- 47 So Richard *Benz*, a.a.O., S. 503.
- 48 Briefe an August Wilhelm *Schlegel*, hg. von O. *Walzel*, Berlin 1890, S. 191.

- 49 *Novalis*, Briefe und Werke. Hg. von E. *Wasmuth*, Heidelberg 1943. Bd. I: S. 52.
50 Bd. XXII, S. 344.
51 Von Karl *Berger* in dessen *Schillerbiographie: Schiller. Sein Leben und seine Werke*. München 1906, I, S. 92.
52 Wichtige Hinweise bei Richard *Erny*: *Lyrische Sprachmusikalität als ästhetisches Problem der Vorromantik*. In: *Jb. d. Schiller-Ges.* II, 1958, S. 114–144.
53 So *Wentzlaff-Eggebert*, a.a.O.; ähnlich *Bettex* in dem genannten Buch über den »Kampf um Weimar«.
54 R. *Benz*, a.a.O., S. 504.